

NICO ROYMANS (Hrsg.), *From the Sword to the Plough. Three Studies on the Earliest Romanisation of Northern Gaul*. Amsterdam Archaeological Studies 1. Amsterdam University Press, Amsterdam 1996. 260 Seiten, 81 Abbildungen (Photos, Pläne, Diagramme), 6 Tabellen.

Schwerter zu Pflugscharen – das hoffnungsvolle Bibelwort (Jesaja 2,4) der neueren Friedensbewegungen ist auch bei Strabon nicht wörtlich, aber sinngemäß ein Gleichnis für die Zähmung keltischer Barbaren, wenn sie „von den Waffen zur Feldarbeit“ übergehen oder „von Kriegern zu Bauern“ werden (S. 8; 101). Davon handeln die drei in einem Sammelband der neuen Amsterdamer Reihe erschienenen Studien zur Romanisierung der nördlichen *Gallia Belgica* und der *Germania inferior*. Es verbindet sie das Anliegen, die Vorgänge aus Sicht der autochthonen Bevölkerungen zu verstehen, die sich den neuen Lebensformen nicht kritiklos unterwarfen oder ihnen ratlos gegenüberstanden, sondern differenziert auf sie reagierten.

In „The Sword and the Plough“ (S. 9–126) vergleicht N. ROYMANS eisenzeitliche und römerzeitliche Zustände bei den Gemeinschaften des nordgallisch-rheinischen Raumes – exemplarisch vertreten durch Bataver und Remer – und erörtert, wie sie sich beim Kontakt mit mittelmeerischer Zivilisation und Staatlichkeit veränderten. Kapitel 1 (S. 10–12) beschreibt die voneinander abweichenden Ergebnisse der Romanisierung im Norden und Süden des Untersuchungsgebietes. Schon W. J. H. WILLEMS (*Romans and Batavians*. Ber. ROB 34, 1986) hatte die Gegensätze erkannt. Der südliche Teil gehörte zum Lößgürtel mit agrarisch geprägter Landwirtschaft, wo steinerne Villen die vorgeschichtlichen Mehrhausgehöfte ablösten. Im nördlichen Teil mit ärmeren Böden und überwiegender Rinderzucht blieben dagegen die traditionellen Wohnstallhäuser auch in römischer Zeit erhalten. Dort stand man der mediterranen Lebensweise aufgeschlossen gegenüber, hier bewahrte man viele überkommene Eigenarten. Die materiellen Strukturen des archäologischen Befundes reflektieren aber nicht nur die ökonomischen Bedingungen, sondern hängen mit dem gesamten kulturellen Verhaltenssystem zusammen.

Antike Schriftquellen betonen stets den kriegerischen Habitus keltischer und germanischer Völkerschaften. Kapitel 2 (S. 13–41) stellt deshalb zusammen, was allgemein in den Kontext martialer Lebensführung gehört, um die vorrömischen Gemeinschaften des Nordens in ihren wichtigsten Zügen zu charakterisieren. Reichtum in Form von Herden, der Status des Kriegers, Altersklassen, Gefolgschaft, Raubzüge, Prestigegewinn durch Beute prägen die Gesellschaft ebenso wie ritualisierte Kontrolle von Gewalt, Großzügigkeit, Gabentausch und Gastfreundschaft. Waffen – die „materialisierte Kriegerideologie“ (S. 17) – sind die wichtigsten Symbole.

Man sollte hier einfügen, daß WILLEMS (a. a. O.) aus der jeweils sehr einheitlichen Beschaffenheit der Häuser und Siedlungen und aus den mangelnden Hinweisen auf hervorgehobene Persönlichkeiten im Gebiet zwischen Rhein und Maas weitgehend segmentäre Gemeinschaften erschlossen hatte, die dann aus gleichgestellten, sich selbst regulierenden Familien (verbänden) ohne Rangordnung und dauerhafte Autoritäten bestanden hätten (vgl. CH. SIGRIST, *Segmentäre Gesellschaften* [1967]. – REZ., *Gesellschaft im Umbruch 1–3*. Rhein. Landesmus. Bonn 4/97; 1/98; 2/98). Damit wäre die Rolle der ‚Eliten‘ besser einzuschätzen, die noch nicht sehr weit von den in solchen Gemeinschaften üblichen ‚Anführern auf Zeit‘ mit beschränkten Kompetenzen entfernt gewesen sein können; auch Altersklassen sind nicht zwangsläufig nur mit aristokratischen Lebensläufen verbunden (S. 14), sie können sich ebenso als fortschrittliches Gegengewicht der jüngeren Männer zum konservativen Rat der Alten bilden, um segmentübergreifend zu handeln (vgl. B. LINKE, *Von der Verwandtschaft zum Staat* [1995]); Gefolgschaft hat zwar eine hierarchische Dimension, die jedoch gleichfalls temporär sein kann. Ganz anders waren die Verhältnisse in Gallien, wo bereits Stämme mit zentralisiertem Machtgefüge und entsprechend stratifizierten Gesellschaften existierten, die sich klar im archäologischen Bestand zu erkennen geben.

Verbreitung und Fundumstände von Schwertern und Helmen der Spätlatènezeit (S. 15 f. Abb. 1.2; zu Abb. 1: Eschweiler im ehemaligen Eburonengebiet ist kein Heiligtum, sondern eine Siedlung, die Waffen- und Gerätefunde stammen aber aus dem Wehrgraben; zu Abb. 2 käme der ältere Helm von Flüren, der die konische Form keltischer Helme mit dem Kordelrand des römischen Typus Mannheim verbindet: H. KLUMBACH, Römische Helme aus Niedergermanien [1974] Nr. 1) sind höchst aufschlußreich für diese unterschiedlichen Entwicklungsstufen. Die meisten kamen in der Region der *oppida* südlich einer Linie zwischen den Mündungen von Mosel und Somme zutage, im Osten an Mosel und Rhein fast ausschließlich in Gräbern, im Westen in Gräbern und Heiligtümern. Nördlich dieser Linie dünnt die Anzahl der Waffenfunde merklich aus, und es dominieren Gewässerdepots. Sie ersetzen offenbar die Heiligtümer, solange es noch keine sakralen Bezirke gab; und Gräber jener Zeit sind unbekannt, ihr gemeinsames Merkmal der Unauffindbarkeit hatte WILLEMS (a. a. O.) als Zeichen von Gleichheitsorientierung gewertet. Die Wehrhaftigkeit der Krieger mündete nicht in Waffenbeigaben, und Führungsqualität war persönlicher Verdienst ohne Auswirkung auf die Grabausstattung.

Vergleicht man damit nun die Karten der römischen *gladii* des 1. Jhs. n. Chr. und der gleichzeitigen Helme (S. 29 f. Abb. 6.7), so erkennt man die radikalen Veränderungen, auf die sich die nachfolgenden Argumentationen stützen. Die Zone der ehemaligen *oppida* ist völlig waffenfrei, die Funde konzentrieren sich in den Gebieten der Treverer und der Bataver und streuen in die der Cugerner, Tungrer und Menapier (dazu Rev. Nord 79, 1997, 153). Die römischen Waffen, die man gewöhnlich im Besitz römischer Soldaten vermutet, werden dort als Ausstattung einheimischer Persönlichkeiten interpretiert, die sie gemäß ihrer Tradition weiterhin als Votive oder später auch als Grabbeigaben verwendeten. Dem steht allerdings die Theorie entgegen, daß zumindest die Hagenauhelme von Legionären getragen worden sein sollen (G. WAURICK in: H. PFLUG, Antike Helme [1988] 350 ff.); andererseits könnte man überlegen, ob die unter Augustus als Söldner in Sizilien kämpfenden Bataver die am Niederrhein konzentrierten Bugenumhelme mitgebracht haben könnten (U. SCHAAF in: PFLUG a. a. O. 324 Abb. 9). Der Krieger von Mehrum (S. 36 Abb. 10) – sei er Kundschafter, Diplomat, Exilant, Truppenführer oder Siedlungsgründer gewesen – gehörte wegen seiner kampanischen Situlen vielleicht doch zu einer rechtsrheinischen Gemeinschaft, weil Eimer dieser Art in norddeutschen Gräbern öfters als Urnen (wie eines der Mehrumer Exemplare) verwendet worden sind (vgl. F. LAUX in: R. BUSCH, Rom an der Niederelbe. Veröff. Hamburger Mus. Arch. 74 [1995] 81 ff.).

Die Bataver entwickelten sich zum Kriegervolk par excellence, die statt Steuern Auxilien stellten, die nordgallischen Stämme dagegen gaben ihre martiale Mentalität auf, Waffenfunde fehlen, bei ihnen wurde auch nicht rekrutiert. Dieser jähe Sinneswandel kann eher beschrieben als erklärt werden; schon in vorrömischer Zeit muß das Ansehen des (erst in der Klassengesellschaft möglichen) Grundbesitzers das des Stammeskriegers überflügelt haben. Im Gebiet der Ubier kamen nur zwei Helme aus dem Rhein bei Köln und ein Schwertgrab bei Köln-Marienburg zutage, was die geringen kriegerischen Neigungen dieses Stammes unterstreicht. Ob jene Exponenten der Bataver, die mit den Römern die ersten Verträge schlossen und offenbar das Bürgerrecht als Julier erhielten, bereits zu „königlichen“ oder „höchsten aristokratischen“ Familien gehörten (S. 24 f.), ist nach obiger Einschätzung der Gesellschaft fraglich, auch wenn Tacitus sie mehr als 100 Jahre später so bezeichnet. Fraglich ist auch, ob die nachgeordneten Mannschaften „wie früher“ behandelt und befehligt wurden (S. 28). Der Wechsel vom unabhängigen Krieger zum untergeordneten Soldaten in einer Berufarmee dürfte gravierend gewesen sein.

Kapitel 3 (S. 42–88) wendet sich der Landwirtschaft zu und erinnert zunächst daran, daß in vorkapitalistischen Gesellschaften soziale, wirtschaftliche, politische, rechtliche, religiöse Aspekte gleichermaßen an der kulturellen Konstruktion der Wirklichkeit beteiligt sind, daß also Produktionsmethoden, Hausbau, Familienstrukturen, Verhaltensnormen, Kultpraxis usw. aufeinander abgestimmt in einem kohärenten Weltbild konvergieren. Im Viehzüchtermilieu dreht sich das Leben um Rinder und Pferde (S. 44 ff.). Wohnstallhäuser, die Menschen (Großfamilien) und Tiere unter einem Dach beherbergen, belegen deren Wertschätzung. Nicht ihre Leistung zählt für den Besitzer, sondern die Größe einer Herde, daher genügten auch kleinwüchsige Arten. Sie sind Zahlungsmittel bei wichtigen Transaktionen. Knochenfunde an Kultplätzen dokumentieren ihre rituelle Bedeutung in der Beziehung zwischen Menschen und Göttern. Andere Güter zirkulieren in getrennten Tauschsphären: Waren des täglichen Bedarfs auf der Subsistenzebene und Waren mit beschränktem Zugang auf Prestigeebenen. Tausch ist also nicht nur Verteilungsmodus, sondern Medium zur Erhaltung sozialer Netzwerke. Ein Ackerbauernmilieu schafft andere Identitäten (S. 56 ff.). In Mehrhausgehöften wohnten Kleinfamilien. Knochenfunde erweisen, daß man vor allem Schweine, Schafe und Ziegen hielt, die auch bevorzugte Opfertiere waren. Grundbesitz wird das Maß für Reichtum; Bodenakkumulation, Patronage und Klientelwesen sind Folgen sozialer Rangabstufung, wie sie in den variierenden Größen der gallischen ‚fermes indigènes‘ zum Ausdruck kommt. Überschußproduktion und Umverteilung finanzieren Verbindlichkeiten und Allianzen.

Die Transformation der agrarischen Landwirtschaft in die römische Ökonomie (S. 61 ff.) geschah durch Intensivierung der Bodennutzung, durch Erhöhung des Überschusses zur Versorgung der Städte

und der Armee, durch Marktorientierung und Monetarisierung. Damit war das Ende der Tauschsphären und ihrer Netzwerke eingeläutet, Produkte verloren ihren Statuswert, gegen Geld konnte jeder für seine Erträge beliebig Waren, Wohlstand, Prestigeüter, Luxus erwerben. Selbst der Boden war veräußerbar. Die Produktion wurde rationalisiert – archäobotanische Analysen zeigen deutlich die Konzentration auf wenige Getreidesorten – und die Familie als Produktionseinheit durch abhängige Arbeitskräfte erweitert. Auch die Erzeugnisse der komplementären Kleintierzucht überstiegen den Eigenbedarf. Die mediterrane Villenwirtschaft hielt Einzug und in ihrem Gefolge die steinerne Villenarchitektur.

Die Prinzipien der Villenwirtschaft, Überschußproduktion und Marktorientierung, veränderten auch die Weidewirtschaft des Nordens (S. 72 ff.). Rinder wurden nun als Zug- und Nutztiere zu leistungsfähigen großen Rassen gezüchtet, Gestüte versorgten die Reiterei mit Pferden. Der komplementäre Ackerbau jedoch galt nur dem Eigenbedarf, die Sortenvielfalt ging nicht verloren. Seltsamerweise behielt man jedoch die traditionellen Wohnstallhäuser bei und bewahrte mit ihnen die Großfamilie als Produktionseinheit und wohl die kollektive Besitzform, das (martialisch-)pastorale Weltbild, die Ernährungsgewohnheiten und damit die handgemachte Keramik. Soziale Stratifizierung ist in Siedlungen, aber anscheinend nicht in Gräbern zu beobachten (S. 83).

Zusammenfassend konstatiert man also, daß die einheimischen Gemeinschaften je nach ihrer eisenzeitlichen Verfassung mit den römischen Forderungen und Angeboten unterschiedlich umgingen und daß römische Vorgaben auf indigene Möglichkeiten Rücksicht nahmen: Romanisierung schuf keine neuen Muster, sondern stärkte die vorhandenen. Das zeigt sich nochmals in den Systemen der Rekrutierung und Besteuerung der Nordwestprovinzen, wo Naturalien und Soldaten wahrscheinlich wichtiger waren als Geld (S. 84 ff., Karten S. 23 Abb. 4 und S. 85 Abb. 28).

Kapitel 4 (S. 88–95) bestätigt das eigenverantwortliche Entscheiden auch im Bereich der Religion. Nicht oberflächliche Zuweisungen, sondern inhaltliche Exegesen der eigenen und der fremden Gottheiten waren Leitlinien der Entschlüsse. Unter *interpretatio romana* versteht man gewöhnlich die römische Anerkennung einheimischer Gottheiten (was gerne und immer wieder falsch als Exempel antiker Toleranz proklamiert wird); der Abschnitt über Magusanus lehrt mit guten Gründen das Gegenteil. Die (Eliten der) Bataver wählten nicht Mars, sondern den sonst nie mit einem einheimischen Gott gleichgesetzten Hercules als Äquivalent. Vermutlich gab es Korrespondenzen zwischen den Mythen des Magusanus und den Taten des Herakles, die mehrfach von Vieh handeln und entsprechende Assoziationen geweckt haben mögen. Das Zentrum der Hercules-Verehrung in Rom, wo siegreiche Heerführer ihre Beute weihen, lag am Forum Boarium, dem Rindermarkt, seit jeher auch ein Ort des Austausches und der Handelsaktivitäten. Den batavischen Gardesoldaten kann das nicht entgangen sein. Ob allerdings deren Anführer – wohl eher Haudegen als theologische Grübler? – die Entsprechungen entdeckten oder Priesterexperten, sei dahingestellt.

Kapitel 5 (S. 95–103) resümiert die Ergebnisse für Bataver und Remer und bezieht auch das Kulturkonzept der Römer mit ein. Agrarische und pastorale Existenzformen waren Metaphern für die Gegensätze „zivilisiert-unzivilisiert“, „Römer-Barbaren“ und im Nordwesten des Imperiums „Gallier-Germanen“. Genaue Beobachtung bewahrte jedoch auch den römischen Betrachter vor allzu simplen Kontrasten. Die Gallier, die Urbanität mit allen Implikationen begriffen hatten, galten als restlos integriert, die der Zivilisation sich widersetzenden Germanen als nicht integrierbar. Die von römischer Seite durchaus genutzten Nuancen im Habitus der Provinzialen erklärten sich leicht mit je anderen Anteilen gallischen und germanischen Charakters: Die ackerbautreibenden Treverer und Nervier stellten zugleich Truppen, nach Tacitus waren sie germanischen Ursprungs; die Ubier dagegen trieben Ackerbau und verloren dabei weitgehend ihr germanisches Wesen. Den schwersten Stand hatten in dieser Skala die Bataver, Germanen ohne jeden gallischen Einschlag, bei deren Integration fast nur das Militärpotential zählte. Erstaunlich ist, daß sie der materiellen römischen Kultur trotz ihrer vielen Auxilien immer zögerlich gegenüberstanden; der Einfluß der heimgekehrten Soldaten, die nachhaltig vom römischen Leben in den Lagern geprägt gewesen sein müssen, hielt sich offenbar in Grenzen. – Hirten, daran sollte man sich erinnern, gab es natürlich auch in Italien; in der Realität waren es meist Sklaven, in Literatur und Kunst erscheinen sie als Staffage idyllischer Szenen, die die Sehnsucht nach einem glücklichen Leben in vorzivilisatorischer Harmonie mit der Natur zum Ausdruck bringen (K. SCHNEIDER, Villa und Natur [1995]).

Romanisierung wird vielleicht etwas einseitig nur als Leistung der Eliten begriffen, zumal zwischen Rhein und Maas deren Position in vorrömischer Zeit noch nicht sehr stark gewesen sein kann (was auch mehrfach nicht nur zwischen den Zeilen steht). Wichtig ist aber, daß hinter den archäologischen Befunden das Verhalten der Menschen selbst gesucht wird – bisher allerdings erst das der Männer. Mit soziologischen Überlegungen könnte die Rolle der Frauen gleichermaßen ins Blickfeld rücken. Nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung kümmern sich in einer Hirtengesellschaft die Männer um das Vieh und ihre Selbstverwirklichung im Kampf, die Frauen um Subsistenzackerbau und alle lebenswichtigen Ressourcen. Es ist evident, daß sich auch für sie unter römischen Bedingungen einiges geändert haben muß. Man kann

nicht übersehen, daß die bruchstückweise überlieferten und deshalb als Geldersatz gedeuteten eisenzeitlichen Glasarmringe des Maastales zum weiblichen Schmuck und der exzeptionelle Sarkophag von Simpelveld zu einem der dort gar nicht seltenen reich ausgestatteten Frauengräber gehörten – profitierten die Frauen noch vom ehemals egalitären Gefüge?

In COLIN HASEL GROVE, „Roman impact on rural settlement and society in southern Picardy“ (S. 137–187), geht es um den Romanisierungsprozeß im Tal der Aisne zwischen Soissons und Reims; der Übergang von der spätlatène- zur römischen Wirtschafts- und Siedlungsweise präzisiert hier die Komponente „Pflugschar“. Kapitel 1 (S. 127–131) erläutert einleitend die erst in neuerer Zeit gewonnene Einsicht, daß Inhalte von Gruben und Gräben in Heiligtümern und in Siedlungen von komplexen, aber hier und dort ähnlichen Verhaltensregeln rituell strukturiert sein können. Das bestimmt nicht nur die heutige Zusammensetzung des Fundmaterials, sondern hat vor allem Konsequenzen für die Beurteilung der alltäglichen und religiösen Aktivitäten und der lange nicht vorhandenen Trennung von profan und sakral, die erst in der späteren Eisenzeit allmählich zu beobachten ist.

Kapitel 2 (S. 131–138) stellt die seit 1974 laufenden Forschungen zu ländlichen Siedlungen und Gesellschaften in dem von Auskiesung und Tiefpflügen bedrohten Aisnetal vor. Surveys, Luftbilder, Ausgrabungen in Geländeschnitten von der Talsohle über die Hänge zu den Hochflächen (die zum Lößgürtel gehören) haben eine denkbar gute Quellenbasis geschaffen und die Region inzwischen zu einer der archäologisch besterschlossenen Landschaften Europas gemacht. Eine Korrelation verschiedener Schemata der Latène-Chronologie, deren einzelne Stufen in letzter Zeit verfeinert und durch Dendro-Daten auch absolut fixiert worden sind, und ein Blick auf die römischen Interessen an Gallien von der Annexion Spaniens über den Gallischen Krieg bis zur Verwaltungsintegration unter Augustus beschließen diesen Abschnitt.

Kapitel 3 (S. 138–152) zeichnet ein knappes Bild der Eisenzeit an Aisne und Marne seit dem 6. Jh. v. Chr. Nach einem markanten Bevölkerungswachstum im 5. und einem schnellen Niedergang im 4. Jh. schlossen sich um 400 offenbar die meisten Leute den Kriegszügen nach Italien, Griechenland und Kleinasien an, das 4. Jh. blieb gewissermaßen siedlungsleer – der Grund ist rätselhaft, man sucht ihn vorrangig in sozialen Konflikten. Im 3. Jh. begann eine neue Ansiedelung, Heiligtümer und erste Münzen kamen auf. Seit dem Beginn des 2. Jhs. erkennt man eine abermalige Bevölkerungszunahme. Unterschiedliche Besitzgrößen, Arbeitsinvestitionen in Drainage- und Grenzgräben, spezialisierte Landnutzung, Eisenverarbeitung, Werkzeuge zur Bearbeitung der schweren Lößböden, Schweinezucht waren Schlüssel zum ökonomischen Erfolg. Zugleich gefährdeten die römische Expansion, die germanischen Wanderungen, innergallische Kriege, Herrschaftsquereilen und Raubzüge nach Sklaven die Sicherheit von allen Seiten, weshalb im letzten Jahrhundertdrittel die *oppida* entstanden. Enorme gemeinschaftliche Anstrengungen spiegeln nicht nur ein plötzliches Schutzbedürfnis, sondern auch eine neuerliche, durch den landwirtschaftlichen Aufschwung gestützte Verdichtung der Macht und vermutlich eine Konsolidierung der Stämme. Condé-sur-Suippe (120–80 v. Chr.), Villeneuve-Saint Germain bei Soissons (80–55 v. Chr.) und Pommiers (zweite Hälfte 1. Jh. v. Chr.) orientieren sich an Planungsprinzipien mediterraner Städte. Die kurzen Besiedlungsfristen deuten vorübergehende Synoikismen – in verschiedenen Machtbereichen? – von Gehöften an, denen Besiedlungslücken in den ‚fermes indigènes‘ zu entsprechen scheinen. Allerdings gehen Konzentration und Effizienz von spezialisiertem Handwerk und von Importen weit über die ländlichen Leistungen in diesen Bereichen hinaus, so daß am eminent kommerziellen Charakter dieser Zentren kein Zweifel sein kann. In diese Zeit wirtschaftlicher Prosperität und zugleich politischer Instabilität und innerer Krise fiel die römische Eroberung.

Kapitel 4 (S. 152–168) skizziert die Veränderungen der ländlichen Siedlungen im 1. Jh. v. Chr. und die weitere Entwicklung zu römischen Villen. Ein wahrer Bauboom von Grenz- und Drainagegräben zum Schutz und zur Bewirtschaftung der ‚fermes indigènes‘ setzte ein – sie begünstigen heute ihre Entdeckung im Luftbild. Die Ausgrabung von Beurieux, Les Grèves (S. 158 Abb. 12) zeigt exemplarisch das Auf und Ab latènezeitlicher Siedlungstätigkeit und den Wandel vom offenen Gehöft zur eingefriedeten Farm und zur Villa, zeigt deren Planstrukturen sowie die Entwicklung der Landwirtschaft anhand botanischer und zoologischer Funde. In Phase 3 nach dem Gallischen Krieg wurde eine fünf Hektar große, rechteckige Einfriedigung mit randlicher Bebauung für mehrere Betriebseinheiten bzw. Familien angelegt. Phase 4 in der erste Hälfte des 1. Jhs. n. Chr. sah das Grabenareal verkleinert und vielleicht auf einen Besitzer konzentriert, der zugleich die Produktion neu organisierte: Brotweizen löste die bisherige Sortenvielfalt der Getreide ab und Schafe die Schweinehaltung, wohl ein Zeichen der beginnenden Textilindustrie. Mit Phase 5 folgte im ausgehenden 1. Jh. n. Chr. endlich ein steinernes Villengebäude. Der Steinausbau der Villen – kleine Farmen stellten nie darauf um (S. 163: Bazoches) – begann in der südlichen *Gallia Belgica* weder früher noch später als in Niedergermanien, das Rheinland lag demnach im allgemeinen Trend Nordgalliens; das Militär, in dem man gerne einen Katalysator des Fortschrittes sieht, nahm auf die Villenentwicklung offenbar wenig Einfluß. Ein neu entdecktes Gehöft der erste Hälfte des 1. Jhs. n. Chr.

bei Jüchen, Kreis Neuss mit Pfostengebäuden am Rande des Hofplatzes (Arch. Rheinland 1997 [1998] 53 ff.), hat einen für ‚fermes indigènes‘ typischen Grundriß, der auch die späteren Villen westlich von Köln ordnet (W. GAITZSCH, Bonner Jahrb. 186, 1986, 387 ff.); im ubischen Gebiet mögen deshalb gallische Immigranten nicht selten den Weg gewiesen haben, während die Rolle der nach Tacitus bei Köln kolonisierenden Veteranen archäologisch bisher kaum nachzuvollziehen ist.

Kapitel 5 (S. 168–177) untersucht die Bedeutung der Importe und vergleicht ihre Anteile vor und nach dem Gallischen Krieg an Aisne und Mosel mit denen in Mittelfrankreich (zu S. 169 Abb. 19: die Dressel 1 an Rhein und Lippe sind Funde aus Militärlagern und gehören streng genommen nicht in eine Karte der Prestigegüter-Amphoren), zieht aber die Assoziation „italisch“ oder „römisch“ mit diesen von Süd- und Zentralgallien vermittelten Objekten in Zweifel. Die Rolle der Eliten wird dann ähnlich beurteilt wie bei Roymans und braucht nicht wiederholt zu werden. Im Gegensatz zu südlicheren Gebieten scheinen die Investitionen in der *Gallia Belgica* zuerst in Heiligtümer geflossen zu sein, dann in öffentliche Gebäude der Städte und erst spät in private Stadt- und Landhäuser.

Kapitel 6 (S. 177 f.) faßt die Ergebnisse zusammen und stellt die instabile Siedlungsweise der Eisenzeit mit kurzfristigen Erneuerungen und Platzwechseln der stabilen römischen mit jahrhundertelanger Platzkonstanz gegenüber, der in der Spätantike und in der Merowingerzeit wieder eine größere Mobilität folgte. Die *Gallia Belgica* lag am Rande des römischen Interesses, die einheimische Entwicklung war wichtiger als mediterrane Kontakte, sie selbst schuf die Grundlagen der römerzeitlichen Blüte. Und abermals stößt man auf den Widerspruch, daß die Stämme des Nordens ihr in vorrömischer Zeit archäologisch nur schwach dokumentiertes Kriegertum behielten, während die durch Waffengräber gut bezeugte Martialität in der südlichen *Gallia Belgica* aufgegeben wurde.

ALAIN VANDERHOEVEN wendet sich in „The earliest urbanisation in Northern Gaul: some implications of recent research in Tongres“ (S. 189–260) der Frage zu, wie sich der kulturelle Unterschied zwischen Nord und Süd auf die Urbanisierung auswirkte. Nach der einleitenden Vorschau (Kap. 1, S. 190 ff.) auf den Inhalt des Beitrages folgt in Kapitel 2 (S. 192–224) die Darstellung neuerer Ausgrabungen in Tongeren, die im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Stadtgeschichte mit sensationellen Befunden die Gründungsphase von *Atuatuca Tungrorum* in einem unerwarteten Licht erscheinen lassen.

Die größte Grabungsfläche stand in der Kielenstraaat (S. 193–212) zur Verfügung, deren Ergebnisse der städtischen Aufsiedelung beiderseits eines *Cardo* wichtige Konturen verleihen. Zu Periode 1 kamen nur Gruben und Gräben zutage, die bereits nach dem Straßenraster ausgerichtet waren und mit Arretina des Oberaden-Horizontes um 10 v. Chr. datiert werden können. Die Ausgräber fühlten sich an Bodenspuren zwischen Kasernen oder Zeltplätzen früher Militärlager erinnert, sie rechnen deshalb mit einer kurzfristigen Anwesenheit von Soldaten, eventuell zur Vermessung des Straßennetzes. Periode 2, nach Sigillaten der Halternzeit augusteisch-tiberisch, hält eine Überraschung bereit: Die ersten Bewohner zogen in Wohnstallhäusern und mitsamt ihrem Vieh mitten in die Stadt! Vier zweischiffige Gebäude des Typus Alphen-Ekern mit gegenüberliegenden Eingängen an den Langseiten waren mit den Giebelfronten zum *Cardo* hin ausgerichtet, eines ohne besondere Merkmale, zwei mit gesicherten Stallteilen, das vierte mit zwei tiefen Außenkellern. Diese Annexe, ein Bauopfer und ein kleiner Denarhort scheinen letzteres als Wohnhaus eines höherrangigen Patrons auszuweisen, dessen ‚Klienten‘ die benachbarten Viehhalter gewesen sein könnten. In der claudischen Periode 3 erhielt die Straße einen Kiesbelag. Der Platz der drei östlichen Wohnstallhäuser wird nun von Pfostenreihen eingenommen, deren Ergänzung zu einem dreiflügeligen Gebäude mit mehreren Raumfolgen einen „herrschaftlichen“ Komplex vorschlägt, einen römischen Gebäudetyp in einheimischer Bautechnik. Dieser wird in der neronischen Periode 4 als Fachwerkkonstruktion auf Schwellbalken, also in römischer Technik modernisiert. Mit der übrigen Stadt brannte er im Bataverkrieg nieder. Sechs weitere, bis ins 3. Jh. reichende Bauphasen stehen in dieser den Anfängen gewidmeten Studie nicht mehr zur Debatte.

Die Befunde an der weiter westlich gelegenen Hondstraaat (S. 212–215) sind sehr ähnlich. Das eine ältere Pfostenreihe (Periode 1) überschneidende, aber erst in tiberischer Zeit angelegte Wohnstallhaus der Periode 2 war offenbar von zwei Gräben umzogen. Es wurde um die Mitte des Jahrhunderts einplaniert und von einem daneben errichteten, der Kielenstraaat-Periode 4 entsprechenden Schwellbalkenbau abgelöst. Die Grabung in der Sacramentstraaat (S. 215–218) an der nordöstlichen Peripherie des antiken Stadtgebietes brachte außer mehrfach instandgesetzten Drainagegräben ein claudisches und noch vorflavisches in größeren Dimensionen erneuertes Wohnstallhaus der Kielenstraaat-Perioden 3–4 zutage.

Der nach Zeit, Waren, Typen, Herkunft aufgeschlüsselte Keramikbestand der Kielenstraaat (S. 200–205) zeigt nach Periode 1 mit den höchsten Anteilen an Sigillaten, Amphoren, Mortarien und anderen Importen in allen Diagrammen einen klaren Bruch. Die Zusammensetzung des Spektrums der Periode 2 weicht deutlich davon ab, und die stetige interne Entwicklung bis Periode 4 unterstreicht den Wandel in der Bevölkerung von militärischer Besatzung zu tungrischer Besiedlung. In der Sacramentstraaat (S. 218) entspricht der Anteil der Feinkeramik dem von Kielenstraaat Periode 3, aber Terra sigillata ist fast ganz

durch belgische Ware ersetzt; sie verleiht ihm zusammen mit handgemachter Ware und spärlichen Resten von Amphoren und Mortarien einen eher bodenständigen Charakter.

Noch schärfer erscheint der Schnitt nach Periode 1 bei der Musterung der Tierknochen bzw. des Fleischkonsums (S. 206 f.). Die römisch orientierte Ernährung der Armee bevorzugte mit fast drei Fünfteln entschieden das Schwein (der Anteil von Schaf/Ziege liegt in allen Perioden bei rund einem Fünftel), dessen kurzzeitige Dominanz eher Importen als örtlicher Züchtung zu verdanken sein wird. Ab Periode 2 holen die Rinder auf und stellen die Hälfte, in Periode 3 und 4 sogar zwei Drittel des Bestandes, die heimischen Viehzüchter haben das Terrain übernommen. Bei der Getreideversorgung (S. 207–209) akzeptierten die Soldaten die indigenen Arten. In allen Perioden sind mit geringen Schwankungen etwa zwei Drittel Gerste und ein Drittel Spelzweizen angebaut worden. Die Proben lassen allerdings in der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. eine Änderung der Anbaumethoden erkennen. Während davor die Getreidesorten in den Fundkomplexen vermischt auftraten, also wohl zusammen gesät, geerntet und verarbeitet wurden, kommen sie danach getrennt zutage, was für Monokulturen und Fruchtwechsel als Folge marktorientierter Produktion spricht.

Der zweite Teil dieses Abschnitts rekapituliert die älteren Ansichten über die frühe Geschichte von Tongeren (S. 218–220) – um 15 v. Chr. errichtetes Militärlager als Zwischenstation oder logistische Basis im Kontext der Truppenbewegungen, danach Einzug der zivilen Bevölkerung in den Bereich der Lagerstraßen – und vergleicht sie mit den neuen Erkenntnissen (S. 220–222) – Datierung etwas später, zivile Gründung im Kontext der administrativen Gliederung Galliens, Anlage der Infrastruktur durch militärische Ingenieure, Bau der Wohnstallhäuser als höchst originelle Reaktion der autochthonen Bevölkerung auf dieses Angebot. Der abschließende Blick auf das Verhältnis von Stadt zu Umland (S. 222–224) stützt diesen Resultaten das geläufige, auf das damalige Italien gewiß zutreffende Bild von „Eliten“ über, die ihre Einkünfte aus der Landwirtschaft bezogen, aber in der Stadt residierten und ihre Einkünfte in Munifizenz investierten.

Kapitel 3 (S. 224–244) trägt Fakten zusammen, die Licht auf die früheste Entwicklung der nordgallischen Verwaltungszentren werfen, ein Inventar der ältesten römischerzeitlicher Spuren in den 18 Kapitalen zwischen Rhein, Mosel, Seine und Nordsee – allzuviel ist das freilich noch nicht. Als römisch inspiriert gelten die Platzwahl im vorhandenen Kommunikationssystem und die eventuell unter Mithilfe von Soldaten bewerkstelligte Einrichtung urbaner Grundlagen, den einheimischen Bewohnern wird der öffentliche und private Ausbau überlassen.

Die zukünftigen Hauptstädte wurden etwa zeitgleich mit dem Abzug der nachcaesarischen Truppen aus den *oppida* gegründet, der mithin der Urbanisierung den Weg ebnete. Sicher militärische Spuren gibt es nur in Tongeren und Köln (dazu auch M. CARROLL-SPILLECKE, Arch. Inf. 18, 1995, 143 ff.; B. PÄFFGEN/W. ZANIER in: W. CZYSZ u. a. [Hrsg.], Provinzialrömische Forschungen. Festschr. G. Ulbert [1995] 111 ff.); das ‚tiberische Lager‘ in Xanten (S. 234) ist zwar ein Phantom, der Graben könnte auch zu *Cibernodurum* gehört haben, das übrige mit parallelen Straßen erschlossen war (vgl. REZ., Bonner Jahrb. 187, 1987, 469 Abb. 23; H.-J. SCHALLES in: Xantener Ber. 6 [1995]), aber Militaria scheinen trotzdem eine zeitweilige Präsenz von Soldaten anzuzeigen (dazu bereitet K. H. Lenz eine Studie vor). Ferner werden aufgezählt: öffentliche Plätze der Gründerzeit in Amiens und Bavay (S. 237), Monumente einheimischer Verschönerung in Bavay (S. 239 Abb. 25), Trier und Reims (S. 239), ein frühes Wohnhaus mediterranen Stils in Trier (S. 242) und bei einigen Orten die Verbreitung von Arretina (S. 232 Abb. 24) als Indiz früh bewohnter Stadtareale – anfangs vielleicht öfters in traditioneller Architektur wie eben in Tongeren (und eventuell in Xanten). Man könnte zusätzlich an das Prätorium in Köln mit einem Dendro-Datum von 10/15 n. Chr. (S. NEU, Thetis 4, 1997, 141) erinnern, an den tiberischen Siegespfeiler in Nijmegen (W. J. H. WILLEMS, Romeins Nijmegen [1990] 34) oder an das jetzt als Grabbau erkannte Uebermonument in Köln mit einem Dendro-Datum von 4/5 n. Chr. (NEU a. a. O. 138). Trotz der einstweilen sehr kargen Belege für Investitionen, öffentliche Bauten und städtische Residenzen wird zusammenfassend das „klassische Bild einer antiken Stadt“ entworfen (S. 245).

Diese enthusiastische Übertragung des mediterranen Modells auf die eisenzeitlich-frühhömische Wirklichkeit des nordgallisch-niedergermanischen Raumes berücksichtigt nicht die höchst ungleich organisierten Gesellschaften dieser Region und skizziert die ersten Urbanisierungsschritte als einheitlichen Vorgang. Es wäre nicht weniger plausibel, vor dem mediterranen das nordgallische Verständnis von (proto)städtischer Siedlungsweise hierher zu übertragen. Die eisenzeitlichen *oppida* werden als von römischen Handelsbeziehungen geförderte Kristallisationspunkte zur Bündelung handwerklicher und kommerzieller Kräfte verstanden, deren Einwohner dadurch schnell eigene Macht erlangten und mit dem auf dem Lande wohnenden Kriegeradel rivalisierten (J. METZLER, Das treverische Oppidum auf dem Titelberg [1995] 568; 595). Die neuen Städte entstanden in der Nachbarschaft von *oppida* (S. 227 Abb. 23) und bewahrten vermutlich vorerst deren strukturelle Tendenzen. Übrigens muß bei deren Planung außer der militärischen Ingenieurtechnik beträchtlicher regionaler Sachverstand mitgewirkt haben, sonst wären die Stadtgrundrisse einander gewiß ähnlicher.

Tongeren liegt außerhalb dieser Region. Unterschiedliche Befunde der Ausgrabungen sind mehrfach auf soziale und ökonomische Stratifizierung zurückgeführt worden, die so ausgeprägt jedoch nicht von Anfang an existiert haben müssen. Das Wohnstallhaus mit Kellern in der Kienenstraat hatte sicherlich eine andere Funktion als die Wohnstallhäuser mit Stallkompartimenten. Da es jedoch einerseits kleiner ist als jene und andererseits in der pastoralen Ideologie gerade der Viehbestand den Status definiert, ist die Deutung als „Haus eines Patrons“ nicht restlos überzeugend. Statt Rangordnung könnte auch Arbeitsteilung der Grund für die Differenzierung sein. Ein mehr auf Ackerbau spezialisierter Bauer (Keller), ein Händler (Münzhort) oder ein Handwerker hätten in diesem Fall ihre neuen Gewerbe zunächst in der vertrauten Architektur begonnen. Tongeren liegt auch am Nordrand der Lößzone, und seine Wohnstallhäuser gehören zu den südlichsten Beispielen ihrer Art (vgl. S. 62 Abb. 18), ihre ambivalente Nutzung war in diesem wirtschaftlichen Grenzgebiet deshalb wahrscheinlich üblich.

Die Rekonstruktion des folgenden Flügelbaues ist zwar sehr suggestiv (ist Pfostenbauweise dafür geeignet?), die Erhaltung des Grundrisses in beiden Perioden aber so fragmentarisch, daß man ebensogut an eine streifenartige Bebauung denken könnte. Dann wären hier wie in den *oppida* zunächst eher wirtschaftliche Faktoren als hierarchische Machtpositionen konzentriert worden. Das Gefälle zwischen „romanisierter Stadtwohnung“ tonangebender Eliten im fortschrittlichen Zentrum und „Hof eines rückständigen Bauers“ im altmodischen Außenbezirk entfiel dann zugunsten einer praxisnahen Raumordnung: Handwerker in der Stadtmitte, Bauern in der Nähe der Felder oder Weiden.

Handgemachte Keramik und Bevorzugung belgischer Ware verraten nur dann wirtschaftliche Schwäche, wenn man sie mit unseren prorömisch gefärbten Wertkriterien beurteilt; ihre Verwendung könnte ebensogut konservatives Selbstbewußtsein reflektieren, das nicht zwangsläufig mit mangelnder Finanzkraft einhergeht; das zweite Wohnstallhaus der Sacramentstraat ist jedenfalls eines der längsten. Ob Gleichungen wie „Importe bezeugen Offenheit und gehören deshalb zur Oberschicht, römischem Lebensstil aufgeschlossen können nur Eliten sein“ (S. 212; 221; 243) immer aufgehen, ist zu bezweifeln; Handwerker, die den Familienverband verlassen und sich in städtische Nachbarschaften und Berufskollegien integrieren müssen, leisten mental nicht wenig. Die segmentären (das ist weder ein Synonym für arm noch für zurückgeblieben) Gegebenheiten der Region verloren sich freilich im Kontakt mit Staatlichkeit und römischer Gesellschaft schon bald. Der wirtschaftliche Aufschwung des tungrischen Umlandes war nach der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. an der Villenarchitektur abzulesen, die neue Gesellschaftsgliederung an den Grabhügeln, in denen sich aristokratische Traditionen der südlichen *Gallia Belgica* nun auch im Norden und ein letztes Mal zu artikulieren scheinen. Villen und Grabhügel waren Mittel zur Demonstration von Status auf dem Lande, reiche Gräber in der Stadt gab es nicht (S. 223) – warum sollten die Grundbesitzer, die früher nicht in den *oppida* wohnten, jetzt Hals über Kopf in die Stadt gezogen sein?

Als Fazit ergibt sich, daß der unzureichende Kenntnisstand es längst noch nicht gestattet, die Gründungsphasen der einzelnen Städte zu skizzieren. Man sollte aber eben nicht gleich die italische, sondern zunächst die näherliegende nordgallische Perspektive suchen. Tongeren ist ein entscheidender Fortschritt, denn kaum irgendwo steht lebendiger als dort vor Augen, daß ‚Stadtwerdung‘ ein Experiment war, auf das einzugehen – nicht nur bei den Eliten – spontane Bereitschaft bestand.